

Goethe 

und der

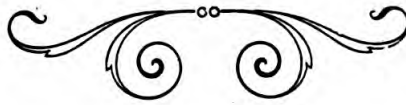
 Okkultismus.

Von

Max Seiling,

Hofrath, Prof. a. D.

Den Zeugen, denk' es, wählt' ich gut.
(Wagner's „Meisterfänger“.)



Leipzig,

Druck und Verlag von Oswald Muzé.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Perlen der pessimistischen Weltanschauung. (München 1886, Th. Ackermann.) Preis Mk. 2.40.

Mainländer, ein neuer Messias. (München 1888, Th. Ackermann.) Preis Mk. 2.—.

Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus. (Leipzig 1898, O. Muße.) Preis Mk. 2.—.

Pessimistische Weisheitskörner. (München 1901, Fr. C. Misch.) Preis Mk. 1.50.

Ernst Haeckel und der „Spiritismus“. (Leipzig 1901, Oswald Muße.) Preis Mk. 1.—.



74831
N. V. 23 1003
X47Y
G55
YSE4

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	1
Goethe's Erlebnisse auf okkultem Gebiete	4
Äußerungen Goethe's über okkulte Dinge	20
Goethe und die Fortdauer nach dem Tode	45
Schlußwort	51

Vorbemerkung.

Wenn Filtich, der verdienstvolle Verfasser von „Goethes religiöse Entwicklung“ im Vorwort seines Buches mit Recht bemerkt, daß er den Dichter von einer Seite zeige, von der man ihn noch wenig kennt, so darf sicherlich mit nicht geringerem Rechte behauptet werden, daß man von Goethes mannigfachen Beziehungen zum Okkultismus so gut wie gar nichts weiß. Eine Berliner Tageszeitung, welche einige von mir in der „Wiener Rundschau“ veröffentlichte Mittheilungen über Goethes Stellungnahme zu okkulten Problemen wiedergegeben hatte, fühlte sich denn auch ganz eins mit der öffentlichen Meinung, als sie ihre Ueberraschung in die offenerzige Frage kleidete: „Wer hätte Goethe, den großen Heiden, den klassischen Realisten, in der Gesellschaft unserer Wundergläubigen vermutet?“

Heide, Realist und etwa noch Pantheist! Mit diesen Schlagwörtern glaubt man den Denker Goethe treffend und erschöpfend charakterisieren zu können. Undernfalls hätte Ernst Haeckel, der Papst der materialistischen Naturforschung, es nimmermehr wagen dürfen, Goethes Gevatterschaft für seinen sogenannten Monismus in Anspruch zu nehmen. Daß dieser schlecht maskierte, von mir an anderer Stelle (s. die Schrift: E. Haeckel und der „Spiritismus“) bereits ent-

Seiling: Goethe und der Okkultismus.

sprechend gewürdigte „Kraft- und Stoff“ = Materialismus, der nur ganz fanatischen Gedankentemperenzlern zu genügen vermag, den Deutschen mit Erfolg als die Weltanschauung Goethes hat aufgetischt werden können, bedeutet für das Volk der Denker, das außer Goethe einen Kant und einen Schopenhauer hervorgebracht hat, geradezu eine Schmach.

Nein, den universellsten aller Geister, der jedem systematischen Philosophieren abhold war und unter strengster Bewahrung seiner Eigenart sich von anderen Denkern nur Das aneignete, was seiner Natur gemäß war, kann keine einzelne Geistesrichtung ausschließlich für sich in Anspruch nehmen; hat doch Goethe selbst schon gesagt: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben.“ Am allerfernsten aber steht der Altmeister, obschon selbst ein Naturforscher, der modernen, atheistisch-materialistischen Naturforschung, insofern diese es unternimmt, mit Hilfe ihres Laboratorium-Inventars (Mikroskop, Retorte, Affenregister und dergl.) die Welträtsel zu lösen und die höchsten Fragen der Menschheit zu entscheiden. Wenn — um nur ein Beispiel anzuführen — Haeckel die Frage nach der Sittlichkeit der Weltordnung deshalb glaubt verneinen zu können, weil „in der gesamten Astronomie und Geologie, in dem weiten Gebiet der Physik und Chemie heute niemand mehr von einer sittlichen Weltordnung spricht,“ so würde Goethe einen also reflektierenden Jünger zweifelsohne von den Rockschößen abgeschüttelt und sich etwa mit den Worten abgewandt haben: „Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen“ (Goethe).

Besonders auffällig tritt der Abstand zwischen Goethe und seinen vermeintlichen Jüngern nun auch zu Tage, wenn man die beiderseitige Stellungnahme zum Ockultismus ins Auge faßt und sich gegenwärtig hält, daß das Verhalten gegenüber ungewöhnlichen und neuen Erscheinungen ein vorzüglicher Prüfstein für die Vorurteilslosigkeit und Weitсichtigkeit der Menschen ist. Während diese Prüfung von zahlreichen

Goethe=Schwärmern, insbesondere von Forschern des Haecel=Typus überaus schlecht bestanden wird, hat sich die Unbefangenheit, der weite Blick und die geniale Intuition eines Goethe auch in der für die Erforschung des Menschenwesens so außerordentlich wichtigen Frage des Okkultismus, der noch unerforschten Naturwissenschaft, glänzend bewährt. In wie weit Goethes Verhalten durch eigene Erlebnisse bestimmt worden sein mag, dürfte schwer zu entscheiden sein, weil er seine Ansichten nicht etwa erst dann kundgegeben hat, nachdem er alle seine mystischen Erlebnisse hinter sich hatte.

Eine erschöpfende Behandlung ihres bedeutsamen Gegenstandes will die vorliegende Arbeit nicht sein. Es soll vielmehr nur eine genügende Menge von Anhaltspunkten dafür gegeben werden, daß, wenn überhaupt ein =ismus Goethe für sich reklamieren dürfte, dies am ehesten der Okkultismus wäre.

Goethes Erlebnisse auf okkultem Gebiete.

Als erstes Erlebnis Goethes dürfte die Beobachtung der Gabe der Weissagung bei seinem Großvater zu betrachten sein, über welche im ersten Buche von „Aus meinem Leben“ näheres mitgeteilt wird. Da der moderne Leser sich nicht leicht die Zeit nimmt, Originale nachzuschlagen, gebe ich in diesem, wie auch in späteren Fällen, die betreffende Stelle vollständig wieder. Goethe sagt von seinem Großvater:

„Was die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemanden als gegen die Großmutter unterscheiden und umständlich heraus, aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngeren Ratsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kuglung, daß zu Hause im Stillen alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende

goldene Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hiervon belehrte, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen. Er habe sich in voller gewöhnlicher Ratsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen sei. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitz erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Thüre hinausgegangen.

Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheiß zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können.

Gebt ihm ein ganzes! sagte der Großvater zu den Frauen, er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.

Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß, wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört und darin unter andern auf Gärtnerei bezügliche Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam . . . zu mir und sagte Name und Offenbarung waren in Chiffren geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich Das übrige war wieder in Chiffren,

bis auf die Verbindungs- und andere Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswert bleibt es hierbei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten.“

Das Interessanteste an dieser Erzählung sind zweifelsohne die eine weitgehende okkulte Fähigkeit anerkennenden Schlußworte, welche die Ohren eines „aufgeklärten“ Wissenschaftlers bereits sehr beleidigen mögen; es kommen jedoch noch ganz andere Dinge.

Im Anschluß an die Erzählung von der Gabe seines Großvaters sagt Goethe merkwürdigerweise: „Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt.“ Inzwischen war Goethe, wie sich aus dem Nachstehenden ergeben wird, entschieden ein sensibler, visionärer und mystisch veranlagter Mensch, wenn er auch nicht die spezielle Gabe seines Großvaters ererbt hat.

Die schon im gewöhnlichen Leben hoch gesteigerte Empfindlichkeit Goethes, welche übrigens bei den verschiedensten Anlässen zu Tage trat, geht namentlich daraus hervor, daß er sich an dunklen Wintertagen in einer sehr deprimierten Gemütsverfassung befand, daß viele seiner Krankheiten die Folge von psychischen Erregungen waren und daß er, wie er Schiller gestand, eine tragische Situation niemals ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse erfassen konnte.

Einen triftigen Beweis für Goethes große Sensitivität im okkulten Sinne des Wortes liefert Eckermanns Bericht (Nov. 1823) über die Art und Weise, wie Goethe in seinem Bett zu Weimar das Erdbeben von Messina richtig wahrgenommen hat. Eckermann ließ sich hierüber vom langjährigen Kammerdiener Goethes berichten, wie folgt:

„Die Naturforschung war schon damals seine Sache. Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbett vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und liegt und betrachtet den Himmel. „Hast du nichts am Himmel gesehen?“ fragte er mich, und als ich dies verneinte: „So laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen hat.“ Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre“, sagte er dann zu mir, „wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.“ Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bett setzen, und er demonstrierte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“

Eckermann fragte den ehemaligen Kammerdiener, ob er denn Goethe jenen Ausspruch sogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja“, sagte er, „ich glaubte ihm aufs Wort; denn was er vorher sagte, war immer richtig.“ „Am nächsten Tage“, fuhr er fort, „erzähle mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flüsterte: „Höre! Goethe schwärmt!“ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselben Nacht ein Teil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden sei.“

Ein zwar sehr bekanntes, aber in seiner Bedeutung wenig gewürdigtes okkultes Erlebnis Goethes ist die eine Art Wahrtraum bildende Vision, welche der Dichter nach seinem Abschiede von Sesenheim gehabt hat. Er berichtet hierüber gegen Ende des elften Buches von „Aus meinem Leben“ das folgende:

„Als ich Friederike die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute. Nun eilte ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in demselben Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederike noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Traume des Lebens endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“

Ueber andere seiner Erlebnisse hat Goethe mit Eckermann gesprochen (Okt. 1827) und bei dieser Gelegenheit höchst beachtenswerte Meinungsäußerungen über die betreffenden okkulten Dinge eingeflochten. Nachdem Eckermann einen sehr merkwürdigen Wahrtraum erzählt, den er selbst erlebt hatte, erwiderte Goethe:

„Vergleichen liegt sehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben. Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Art Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besondern Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über die körperlichen

Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.“

„Etwas Aehnliches“, entgegnete Eckermann, „habe ich erst neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee zurückkam und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geistigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Person begegnete, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange ebenso wenig gedacht hatte. Es beunruhigte mich zu denken, daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, sowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte.“

„Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als Zufall“, erwiderte Goethe. „Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heitern Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen im Stande war. Da er konnte auch eine Verstimmung hereinbringen, sodaß es allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichen in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß, wenn ein junges Mädchen in einem dunklen Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte, sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe.

„Ich kenne eine Opernszene“, entgegnete *E d e r m a n n*, „worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, sich, ohne es zu wissen, in einem dunklen Zimmer zusammen befinden. Sie sind aber nicht lange beisammen, so fängt die magnetische Kraft an zu wirken: eins ahnt des andern Nähe; sie werden unwillkürlich zueinander hingezogen, und es dauert nicht lange, so liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings.“

„Unter Liebenden“, versetzte *G o e t h e*, „ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich solange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. „Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig“, sagte sie, „ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.“

So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins.“

Im Laufe der ausführlichen Erzählung dieser reizenden Liebesepisode, welche hier füglich wegb bleiben kann, heißt es bezeichnenderweise einmal: „Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbei ziehen könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir, oder die meinigen zu ihr zu lenken.“

Seinem Glauben an eine höhere Führung hat *G o e t h e* auch im „Deutschen Gil-Blas“ Ausdruck verliehen, wo er an die Erzählung eines kleinen Abenteuers eine einleitende und abschließende mystische Bemerkung knüpft:

„Auf solchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung ich manches Beispiel erzählen, wenn man der abergläubischen Wendung, die dergleichen Geschichten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tages bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel, stürmend, bedrohte mit Regen, und doch trieb mich etwas den freistehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zustand, als ich mich oben zwischen altem, grauem Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander stand und lag. Als ich mir nun selbst ein Rätsel schien, bot sich die vollkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz gesucht In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles, was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Mht man nun, daß solche Zufälligkeit durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja, dergleichen Scenen selbst herbeiführen zu wollen."

Als Goethe ein anderes Mal mit Eckermann über Träume sprach, äußerte er (März 1828):

„Es liegen in der menschlichen Natur wunderbare Kräfte und eben wenn wir es am wenigsten hoffen, hat sie etwas Gutes für uns in Bereitschaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Thränen einschlief; aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichsten Gestalten, mich zu trösten und zu beglücken, und ich stand am anderen Morgen wieder frisch und froh auf den Füßen."

Ein weniger bekanntes Erlebnis Goethes hat Dr. Schwabe in der Frankfurter „Didaskalia“ (vom 28. April 1860) mitgetheilt. Der skeptische Berichterstatter, welcher der sonderbaren Meinung ist, daß Goethe sich eine Mystifikation erlaubt habe — als ob dies je die Art dieses offenen und wahrhaftigen Charakters gewesen wäre, — hat es aus dem Munde einer Goethe sehr nahestehenden Persönlichkeit vernommen, welcher der Dichter es selbst erzählt hat. An einem Sonntag Vormittags im Sommer des Jahres 1824 sah Goethe, als er aus seinem Gartenhause heraustrat und sich nach der Stadt begeben wollte, eine Mädchengestalt, welche den Platz vor dem Hause fehrte. Sie gab auf die Fragen, welche Goethe an sie richtete, keine Antwort und löste sich verschwindend in der Sonne auf. Nach derselben Quelle soll sich im Stadthause unter Goethes Arbeitszimmer hin und wieder ein Klopsgeist haben vernommen lassen.

Zwei weitere mystische Erlebnisse Goethes erzählt Natalie von Eschstruth in ihrem Buche „Spuk“ (Leipzig, Paul List). Die Verfasserin hat sie aus dem Munde des Geheimrath R. vernommen, der als Student Goethe im Laboratorium zu Jena öfter kleine Handlangerdienste leistete und, weil der Meister Gefallen an ihm gefunden, ihn auf seinen Spaziergängen begleiten durfte. R. war Zeuge der beiden Begebenheiten, um die es sich handelt; daß sie auch sonst bekannt waren, wurde N. v. Eschstruth von einem anderen Zeitgenossen Goethes, dem Hofrath G. in Jena, bestätigt.

Der eine Fall betrifft eine Spukerscheinung auf dem Schlachtfelde von Jena. Goethe, der von verschiedenen glaubwürdigen Leuten gehört hatte, daß sie an jenem Ort etwas Außergewöhnliches erlebten, habe gegen R. den Wunsch geäußert, ihn einmal zur Nachtzeit auf das Schlachtfeld zu

begleiten; hierauf sei R. um so lieber eingegangen, als es ihn höchlich vergnügt haben würde, eine eventuelle Mystifikation zu entlarven. Goethe und sein Begleiter begaben sich bewaffnet an einen bestimmten Hügel, unter welchem man ein französisches Massengrab vermuthete und wo eine spukhafte Schildwache zu sehen sein sollte. Den weiteren Verlauf erzählt Geheimrath R. (beziehungsweise R. v. Eichstruth) wörtlich folgendermaßen:

„Goethe rauchte eine kleine Pfeife,*) er nahm sie plötzlich aus dem Mund und deutete mit leisem, kurz hervorgestoßenem „Da“ geradeaus nach dem Hügel.

Wir blieben stehen. „Da bewegte sich etwas!“ — Ich schärfte die Blicke. Richtig, eine Gestalt, noch fern und undeutlich, schritt langsam dort auf und nieder.

Leise, aber so eilig wie möglich schritten wir auf dem weichen Boden weiter. Immer näher kamen wir der seltsamen Erscheinung.

Goethes Atem ging schwer. „Wahrlich — ein französischer Soldat!“ murmelte er.

Wir waren ganz nah, bis auf 20 Schritte wohl herangefommen.

Vor uns, auf dem freien Feld, schritt die Gestalt ruhig und gleichmäßig auf und nieder. Wir erkannten sie genau, die hohen Stiefel, weißen Beinkleider, den Waffenrock mit Bandelier und die hohe Mütze. Das Gewehr im Arm wandelte Napoleons alter Gardist auf kleiner Strecke hin und her.

„Erkennen Sie das Gesicht?“

„Mich deucht so, Excellenz, aber seltsamerweise nicht so deutlich wie alles andere, es scheint mir von phosphoreszierender Weiße!“

„Wir wollen ihn anrufen, — kommen Sie näher.“

*) Diese Pfeife, (vielleicht auch die Pistole?) scheint eine dichterische Zugabe zu sein, denn meines Wissens hat Goethe nie geraucht. M. S.

Abermals näherten wir uns um drei bis vier Schritte. Dann blieb Goethe stehen. —

„Heda! — Wer geht dort?“ klang seine Stimme unheimlich laut über das stille Feld.

Die Schildwache wandelte ruhig weiter.

„Qui vive?!“

Keine Regung der Gestalt, sie schritt ganz wie zuvor marionettenhaft hin und her.

„Antwort, Gesell, oder ich schieße!“

Dasselbe Resultat.

Ich sah, wie Goethe die Zähne zusammenbiß. „Eine freche Persiflage!“ knirschte er. „Der Bursch verdient einen Denkfettel!“

Er hob die Pistole, zielte und schoß.

Der Pulverdampf verflog — und die Schildwache schritt ruhig wie zuvor auf und nieder.

Einen Augenblick standen wir regungslos, wie erstarrt.

Dann warf Goethe wie ein gereizter Löwe das Haupt in den Nacken. „Nun wollen wir den Spuk mit Händen greifen!“ keuchte er. Vergessen war sein weißes Haar, wie ein Süngling stürmte er mir voran — und plötzlich standen wir und starrten uns aufs höchste betroffen an. „Wo blieb der Posten?“ — Still, einsam lag die weite Ebene vor uns. Kein Mensch nah und fern zu erblicken; keine Fußspur im Sande, wo eben noch der alte Grenadier auf und ab geschritten war. —

Mit krampfhaftem Druck umspannte Goethe meinen Arm. „Wo ist er hin, R.? wo ist er hin?!“ Ich schüttelte den Kopf und stotterte konfuse Zeug. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß mir ein eiskalter Schauer über den Rücken lief. „Ist ein Graben da, in den er gesprungen sein könnte?“

Nichts dergleichen weit und breit. Wir stampften sogar im Umkreis die Erde ab, ob vielleicht ein hohler Klang eine Höhle offenbare, — nichts, absolut nichts zu finden.

Goethe strich langsam über die Stirn. „Lassen Sie uns heimkehren!“ sagte er leise.

Ich bezweifle es, daß Goethe sich vielen Menschen über unser mysteriöses Erlebnis anvertraut hat. — er sprach auch mit mir wenig darüber und ermahnte mich, nicht solch ernste Gespräche am Biertisch zu entweihen.

„Die Welt ist leichtfertig im Urtheil,“ sagte er, „ich habe es zu viel erlebt, daß man ehrenwerthe Leute durch Spott und Zweifel kränkte.“

Ich begriff ihn, sein spröder, leicht gereizter Sinn hätte einen Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit nicht ertragen. — Noch ein anderes Erlebnis, welches Goethe mehr erregt und erschüttert hat, wie je ein anderes, ist unbegreiflicher Weise nie an die Oeffentlichkeit gedrungen, obwohl es im Kreundeskreise lebhaft besprochen wurde; es lag wohl nicht im Sinn der Zeit, außergewöhnliche Ereignisse mit dem wissenschaftlichen Ernst zu behandeln, wie z. B. heutzutage dem Mysticismus des zweiten Gesichtes nachgeforscht wird.“

Dieses zweite Erlebnis, das gleich dem vorigen in Goethes letzte Lebenszeit fällt und ein zweites Gesicht betrifft, erzählte Geheimrat R. auf das Bitten der Freunde, in deren Kreise er sich befand, unmittelbar darauf wie folgt:

„Ich erhielt eine Einladung zu Goethe nach Weimar, ihm bei einer besonders mühsamen Arbeit im Laboratorium zu helfen. Wir hatten uns den ganzen Vor- und Nachmittag tüchtig angestrengt, und obwohl das Wetter regnerisch war, schlug Goethe gegen Abend einen Spaziergang vor.

Es war im Sommer und die Tage noch lang, und so schritten wir denn noch vor Eintritt der Dämmerung den Weg von Belvedere zurück.

Wir plauderten nicht übermäßig lebhaft, Goethe schien das Bedürfnis zu haben, auch geistig der Ruhe zu genießen.

Vor uns lag der freie, menschenleere Weg. Plötzlich blieb mein Begleiter stehen, streckte ein wenig den Kopf vor,

um besser sehen zu können, und sprach im Tone größter Ueberraschung: „Undenkbar . . . sollte er es wirklich sein?“

Ich blickte den Sprecher verdutzt an: „Von wem sprechen Euer Excellenz?“

„Nun da, von dem Herrn, welcher uns entgegen kommt: Wüßte ich nicht zu genau, daß Friedrich in Frankfurt ist, würde ich darauf schwören, daß er es ist!“

Tödtlich erschrocken starrte ich den alten Herrn an. Sprach er plötzlich irre? — Er redet von einem Herrn, welchen er sieht, und doch ist die regenüberflutete Straße völlig menschenleer und still. Ehe ich antworten konnte, schlägt Goethe die Hände über dem Kopf zusammen und bricht in ein jubelndes Gelächter aus. „Wahrhaftig, er ist es! Freund Friedrich! Hier in Weimar! Aber um Gottes willen, Mensch, wie siehst du aus? In meinem Schlafrock — in meinen Morgen-
schuhen gehst du hier auf offener Straße?!“

Entsetzt ergriff mich, — mein Gönner redete im Wahnsinn! — Er sprach mit einem Menschen, welchen ich beim besten Willen nicht erblicken vermochte.

„Excellenz —“, stammelte ich. — —

Gleichzeitig aber taumelte Goethe mit allen Anzeichen höchster Betroffenheit ein paar Schritte vor, die Arme ausgestreckt, als wolle er jemanden greifen.

„Friedrich — um Gottes willen . . . wo bist du hin?! Lieber K., haben Sie nicht gesehen, wo der Herr geblieben ist, welcher uns eben hier entgegenkam?!“ —

Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. „Ich habe keinen Menschen gesehen, Ew. Excellenz, es ist niemand hier gewesen.“ — —

Da schlug Goethe die Hand vor die Stirn. Er sah erschreckend bleich aus. „Eine Vision! ich habe meinen Freund deutlich — leiblich und wahrhaftig vor mir gesehen! mit meinem eigenen Schlafrock und meinen Pantoffeln bekleidet! Was soll das bedeuten? — Ein Gutes wahrlich nicht! Er hat sich angemeldet, — er ist tot!“ Der alte Herr war so

erregt und bestürzt, daß ich kaum vermochte, ihn einigermaßen zu beruhigen. —

„Seine Todesnachricht erwartet mich wohl schon daheim,“ fuhr Goethe in nervöser Erregung fort. „Und daß er meinen Schlafrock trug . . . o, ohne Frage ist das ein Zeichen, daß ich ihm bald folgen werde!“ —

All mein Gegenreden half nichts. „Ist die Vision nicht an und für sich schon etwas Unerklärliches — Uebernatürliches?“ schüttelte er erregt den Kopf, „und warum sehe ich die Gestalt meines fernen Freundes mit meinen Sachen bekleidet? Das steht in irgend einem geheimnißvollen Zusammenhang, und daß es unerforschliche Dinge giebt zwischen Himmel und Erde, das werden Sie doch wohl am wenigsten ableugnen wollen, lieber K., nach unserem Erlebnisse auf dem Schlachtfelde!“ —

Was sollte ich entgegnen? Auch meiner bemächtigte sich ein beflommenes Gefühl, und nicht ohne Sorge folgte ich dem alten Herrn in seine Wohnung. — Goethe öffnete die Thüre und trat hastig vor mir ein. Da ertönte ein Schrei aus seinem Munde, und wie ich dem starr, mit erhobenen Armen Dastehenden erschrocken nachdränge, da sehe auch ich die unheimliche Spukgestalt, welche den Meister abermals entsetzte.

Auf dem Sopha saß ein fremder Herr, mit Goethes Schlafrock und Pantoffeln bekleidet, der wandte sich bei dem Schrei hastig von einem Buch, in welchem er gelesen, ab sprang auf und kam uns laut lachend mit ausgebreiteten Händen entgegen.

Aber Goethe taumelte zurück. „Von mir, Spuk! hinweg!“ feuchte er.

„Aber, Wolf! liebe treue Seele — ist das ein Empfang für den treuesten Freund?“

Bei dem Klang der Stimme athmete Goethe tief auf — trat wie ein Mondsüchtiger dem Fremden entgegen, tastete nach seiner Hand, sagte . . . fühlte sie an — und stieß dann

Seiling: Goethe und der Okkultismus.

halb weinend, halb lachend vor Freude hervor: „Nein — diesmal ist es kein Geist — er ist von Fleisch und Blut!“ — Einen Augenblick später lagen sich die alten Freunde in den Armen, und mir war es, als ob Zentnerlasten von meinem Herzen gewälzt wären.

Natürlich wurde bei einem Glase Wein die seltsame Vision des großen Dichters erzählt. Freund Friedrich lauschte erstaunt, ließ sich die Stelle des Wegs nennen, wo er von Goethe gesehen wurde, und erzählte uns alsdann folgendes: „Ich kam überraschend hier an und war sehr niedergeschlagen, Dich nicht zu Hause zu treffen. Man sagte mir, Du habest einen Spaziergang nach Belvedere unternommen. Anfänglich wollte ich Dir folgen, aber in Anbetracht des schlechten Wetters, welches mich eben erst bis auf die Haut durchnäßt hatte, stand ich von dem Vorhaben ab. Ich ließ mir Deine trockenen Kleider reichen, da mein Gepäck noch nicht gebracht war, setzte mich auf das Sopha und malte mir voll Ungeduld Deine Ueberraschung aus, wenn Du heimkommen würdest. Meinem liebenden, sehnsuchtsvollen Herzen währte Dein Säumen unerträglich lang, und da ich ja den Weg nach Belvedere sattfam kenne, so begleitete ich in Gedanken Deinen Gang, malte mir aus: jetzt ist er wohl dort — jetzt dort — jetzt da — und während solcher Gedanken muß ich wohl entschlummert sein, denn ich träumte äußerst lebhaft, daß ich Dir entgegenging und Dich auch jetzt an der Stelle sah, wo ich Dir als Vision erschien. Ich wollte Dir entgegenen, da riefst Du mir zu: „In meinem Morgenrock und Hauschuhen auf der Straße?“ —

Ich sah an mir herab, schämte mich und erschrak so sehr über meine Ungehörigkeit, daß ich erwachte!“ —

Betroffen sahen Goethe und ich uns an. Er hatte die Worte gehört, welche Goethe, wohl eine halbe Stunde von uns entfernt, seiner Erscheinung zugerufen hatte.

Dieses unerklärliche Erlebniß wurde selbstverständlich auf das lebhafteste von uns besprochen.“

Das Merkwürdigste an diesem Vorfall ist der Umstand, daß Freund Friedrich die Worte Goethes hörte, obwohl er seinen realen Doppelgänger (Astralleib) nicht entsendet zu haben schien, da derselbe auch von R. hätte gesehen werden müssen. Entweder war dieser Doppelgänger nur in so geringem Grade verdichtet, daß er nur von dem sensitativeren Goethe gesehen werden konnte, oder der zwischen den beiden Freunden nun einmal hergestellte Rapport hat Friedrich befähigt, in die Ferne zu hören.

Als ein ferneres offultes Erlebnis Goethes dürften die eigenartigen, an Schreibmediumschaft erinnernden Umstände betrachtet werden, unter welchen die Niederschrift mancher Gedichte erfolgte. Nachdem Goethe gegen Eckermann geäußert, (März 1830), daß er die meisten seiner Balladen viele Jahre lang im Kopfe hatte, bis er sie endlich auf Betreiben Schillers zu Papier brachte, fuhr er fort: „Zu anderen Zeiten ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand.“ Schon im Jahre 1778 schrieb Goethe an Merk: „Auch mach' ich manches in der Dumpsheit, das wohl oft das beste ist.“ Zwei Jahre darauf bemerkt er in einem Briefe an Charlotte v. Stein: „Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen.“ Und 1814 schreibt er von Rnebel: „Mit Niemer lese ich jetzt, eine

neue Ausgabe vorbereitend, Wilhelm Meister. Da ich dieses Werklein, sowie meine übrigen Sachen, als Nachtwandler geschrieben" Dem Schaffen in diesem traumartigen Zustande ist es denn auch zuzuschreiben, daß viele seiner Werke Goethe später ganz fremdartig vorkamen.

Hier sei auch darauf hingewiesen, daß Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens, wo ihm die Außenwelt nichts mehr bieten konnte und er nach einsiedlerischer Beschaulichkeit verlangte, zeitweilig eine Art mystischer Seelenzustände gehabt zu haben scheint. Schon 1802 deutete er in einem Briefe an Schiller an, daß er auf sein eigenes Innere angewiesen sei und 1815 äußerte er gegen Boissierée: „Ueber viele Dinge kann ich nur mit Gott reden.“

Zu Goethes Erlebnissen kann man endlich in gewissem Sinne wohl auch die merkwürdige Erscheinung rechnen, daß, wie Professor Daumer („Das Geisterreich“) berichtet, nach dem Tode des einzigen Mannes von verschiedenen Personen eine räthselhafte Musik gehört wurde, die dem Einen wie Orgelton, dem Andern wie Gesang, dem Dritten wie Klavierspiel vorkam; sie ertönte bald mit längeren, bald mit kürzeren Pausen, bald an diesem, bald an jenem Orte, doch immer in Goethes Haus oder dicht daneben oder darüber. Dabei war es ausgeschlossen, daß die Töne aus einem benachbarten Hause kommen konnten.

Außerungen Goethes über offulte Dinge.

Indem ich jetzt dazu übergehe, Äußerungen Goethes über offulte Dinge beizubringen, beginne ich mit dem Hinweis auf die beiden Spukgeschichten, welche der Dichter in die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ eingeflochten hat. Nachdem das Gespräch „auf die entschiedene Neigung unserer Natur, das Wunderbare zu glauben,“ gekommen war, macht der Erzähler der ersten Geschichte, ein alter Geistlicher, die sehr beachtenswerte einleitende Bemerkung, es sei keineswegs ausgemacht, daß geistige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit entweder für Lüge oder Trug erklären.

Bei der ersten Geschichte, welche der Geistliche zum Teil mit erlebt hat, handelt es sich um geheimnisvolle Geräusche, von welchen die Sängerin Antonelli (Pseudonym für Clairon) nach dem Tode eines verschmähten Liebhabers verfolgt wurde. Dieser soll kurz vor seinem Tode verzweifelt ausgerufen haben: „Es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben.“ Am Abend des Todestages war der Geistliche mit anderen Freunden, unter denen sich auch der die Clairon eifersüchtig liebende Marfese v. S. befand, bei der Sängerin

zum Essen eingeladen. Der auf dem Sterbebette liegende Liebhaber ließ die Clairon an diesem Abend drei Mal durch einen Bedienten bitten, zu ihm zu kommen, auf daß er sie vor dem Tode noch einmal sehe. Die Sängerin vertraute ihre Angelegenheit dem Geistlichen an, der über den weiteren Verlauf der Geschichte also berichtet:

„Ich rieth ihr und bat sie, dem Freunde den letzten Liebesdienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen; sie schickte den Bedienten mit einer abschlägigen Antwort weg und er kam nicht wieder.

Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren alle heiter und guten Muths. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abenteuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markese stand auf und sprang ans Fenster, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiener sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittere Vorwürfe machte.

Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, sagte er, so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig sein.

Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie jedermann und zu jeder Zeit bei sich zu sehen das Recht habe, sie wohl schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich schreckhaftes. Seine langen nachdröhnenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß,

entstellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andere Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieselbe Zeit derselbe gewaltsame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indessen über die Art des Schreies, und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt und unsere Vermuthungen erschöpft. Was soll ich weitläufig sein? So oft sie zu Hause aß, ließ er sich um dieselbe Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man stellte Spione und Beobachter aus: denen auf der Gasse schien der Klang aus der freien Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft sie auswärts aß, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem bösen Begleiter verschont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet: sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen, und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu sein. Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beiden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein munterer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. Ich wünschte

doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf! wir sind ja zu zweien, und werden uns nicht fürchten. Leichtfinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich dreimal schnell hintereinander gewaltjam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man beide ohnmächtig im Wagen; nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, und vernahm, was ihnen begegnet sei.

Die Schöne brauchte einige Zeit, sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstaten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu sein. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Karneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht, ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirtshause übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bett steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: Wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich: sollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle sei im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letzte Mal, daß sich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gast bald eine andere lästigere Weise, seine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf einmal abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß wie aus einer Flinte oder stark geladenen Pistole zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, alle sahen das Feuer, aber bei näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Deß ungeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft, und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben trachte. Man eilt nach der Polizei; man untersucht die benachbarten Häuser, und da man nichts Verdächtigtes findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten; man durchsucht genau das Haus, worin sie wohnt, man verteilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drei Monate hinter einander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und was merkwürdig war, immer eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italienischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal, ohne die Gesellschaft zu erschrecken oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends nach einem sehr warmen Tage öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marfese auf den Balkon. Kaum standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen beiden durch fiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht

wieder hören, und sie glaubte nun, endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu sein, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermutetes Abenteuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: Ist das nicht das Haus, in welchem der Herr gestorben ist? Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu sein und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt; er hatte an sich nichts Schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus: sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich: sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße herzukommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das sanfteste zu verklingen; es war, als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sei. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht

mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.“ —

Nach einigen belanglosen Meinungsäußerungen der ausgewanderten Gesellschaft erzählt ein anderes ihrer Mitglieder die folgende Geschichte:

„Bei einem wackeren Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahre alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu sein. Sie war wohlgebildet und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumliefe, unter ihr hie und da pochen hörte. Anfangs schien es zufällig; aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau herauszugehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber; endlich aber fing die Sache an unangenehmer zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weitererschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in

der Nähe und ließ, da das Bochen am heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen: es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hehpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sie noch ein einzigesmal das Bochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Bochen nichts weiter.“

Nachdem jemand von der Gesellschaft bemerkt: „Woraus man denn deutlich sieht, daß das schöne Kind sein eigenes Gespenst war, und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte,“ versetzte der Erzähler — und damit ist wiederum dem spiritistischen Standpunkt Rechnung getragen —: „Keineswegs, denn diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leid zufügen lassen.“

Im Anschluß an diese beiden Spukgeschichten scheut Goethe sich nicht, einen Fall von schwer begreiflicher Sympathie zwischen zwei leblosen Gegenständen zu bringen. In einer Ecke des Zimmers, in welchem die Ausgewanderten sich unterhielten, ertönte plötzlich ein sehr starker Knall. Die Untersuchung ergab, daß die gewölbte Decke eines in jener Ecke stehenden Schreibtisches quer völlig durchgerissen war. Man hatte nun zwar die Ursache des Knalles, konnte indessen nicht begreifen, daß der Schreibtisch, der als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit oft vorgezeigt worden war, nun auf einmal zufällig gerissen sein sollte. Während man Barometer und Thermometer beobachtete und bedauerte, daß man kein Hygrometer zur Stelle habe, wurde von einem hastig eintretenden Bedienten ein starker

Feuerschein am Himmel gemeldet. Es wurde sodann vermutet, daß bei dieser Feuersbrunst, die auf einem benachbarten Gute ausgebrochen war, ein Zwillingsbruder des Schreib-
tisches, der vom selben Holze und vom selben Meister mit der größten Sorgfalt gefertigt war, mit verbrannt sein könne. Goethe beschließt nun aber die Schilderung dieses Vorkommnisses mit den beherzigenswerten Worten: „Sie ergriffen die Gelegenheit, über manche unläugbare Sympathien zu sprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Hölzern, die auf einem Stamme erzeugt worden, zwischen Werken, die ein Künstler gefertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja, sie wurden einig, dergleichen Phänomene für Naturphänomene gelten zu lassen, als andere, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.“

Überhaupt, sagte G., scheint mir, daß jedes Phänomen, sowie jedes Faktum an sich eigentlich das interessante sei. Wer es erklärt oder mit anderen Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.“

Diese Bemerkungen sind köstlich! Arme Naturforscher vom Schlage eines Haecel! Während Ihr glaubt, die Welträtsel und die verschiedensten Phänomene ganz ernstlich erklärt zu haben, ist der von Euch so hochgeschätzte „größte deutsche Denker“ (Haecel) der Ansicht, daß „wir alle in Geheimnissen und Wundern tapfen“ (vergl. S. 9) und daß sich der Naturforscher gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß erlaubt, wenn er Phänomene erklärt. Schade, daß man Haecel nicht auch für einen solchen Spaßmacher halten kann! —

Von Wichtigkeit für meine Beweisführung, daß Goethe mit dem Okkultismus die engste Fühlung gehabt, sind ferner zwei Äußerungen, welche der große Mann gegen den Kanzler Fr. v. Müller gethan. Als von der Seherin von Prevorst, der bekannten Somnambulen und Geisterseherin die Rede war, sagte Goethe: „Ich zweifle nicht, daß diese wunderbaren Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen.“ Ein andermal lobte er sehr Walter Scotts Briefe über Geistererscheinungen und Hexerei, die er eben gelesen hatte.

Den aufgeklärten Nikolai hat Goethe allen Ernstes in der „Walpurgisnacht“ verspottet, wo er den Proktophantasmisten sagen läßt: „Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.“

Sehr charakteristisch ist der folgende Ausspruch Goethes: „Ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben und habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborg'schen Geisteruniversum erweitert zu fühlen.“ (An Lavater 1781).

Während der wissenschaftliche Okkultismus das Wunder verneint, indem er die mystischen Phänomene auf das Walten von noch unerforschten Naturgesetzen zurückführt, scheint Goethe — wenigstens zeitweise — geneigt gewesen zu sein, das Wunder im eigentlichen Sinne für möglich zu halten. Anhaltspunkte für diese merkwürdige Erscheinung dürften zunächst die beiden folgenden Stellen liefern: „Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen;

aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, ist außerordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche eins werden" (W. Meisters Wanderjahre II, 2) und „Alle diese geistigen Wunder (bei den Sakramenten der katholischen Kirche) entsprossen nicht wie andere Früchte dem natürlichen Boden. Da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehen, welches nicht jedem noch zu jeder Zeit gelingen würde". („Aus meinem Leben" VII.)

Außerdem ist hervorzuheben, daß Goethe die Auferstehung „das Grundergebnis der christlichen Religion, das eigentlichste Evangelium" genannt hat. (Zur auswärtigen Litteratur 1818.) Diese entschiedenen Worte haben nur dann einen Sinn, wenn Goethe sich die Auferstehung nicht etwa auf protestantisch-rationalistische Weise als einen rein geistigen Vorgang denkt, sondern wenn er vielmehr eine Wiederbelebung des Leibes Christi annimmt und damit dem Apostel Paulus zustimmt, der da ein für alle Mal gesagt hat: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich" (1. Cor. 15. 14).

Ein weiterer Beleg für die Geneigtheit Goethes, das Wunder für möglich zu halten, ist die in die „Italienische Reise" eingeflochtene Geschichte des heiligen Filippo Neri, aus welcher namentlich die folgenden, auch andere offulte Dinge berührenden Stellen heranzuziehen sind: „Die größten sittlichen Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es eines Mannes, wie Filippo Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtfindern Sünden, die sie verschwiegen, Mängel, die sie nicht beachtet hatten. . . . Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden

Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nötigung anderer zu zu seinen Gedanken. Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgeteilt, mancher kann sich derselben ein- und das anderemal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dies ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene, unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervorthun konnten. . . . Bald nach seinem Verschenden, welches von noch mehr Wundern als sein Leben begleitet war. . . .“

Es ist ferner bezeichnend, daß Goethe im neunten Buch von „Aus meinem Leben“ bemerkt: „Seinen (Jungs) Wunderglauben, der ihm so wohl zu staten kam, ließ ich unangetaftet“ und daß es im Faust heißt:

„Wir lernen das Überirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung.“

Und wenn Goethe ein anderes Mal gesagt hat: „Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben“, so hat er damit anerkannt und eingesehen, daß der Eintritt offkulturer Phänomene durch ein geeignetes psychisches Verhalten begünstigt oder gar erst ermöglicht werden kann. So ist namentlich für plötzliche oder überhaupt wunderbare Heilungen der Glauben eine unerläßliche Bedingung. Dem Unglauben gegenüber war selbst ein Christus machtlos, wie Marcus (5, 6) bezeugt: „Und er konnte allda nicht eine einzige That thun.“

In der „Italienischen Reise“ (Aug. 1787) findet sich auch eine Stelle über den animalischen Magnetismus: „Bei meiner Rückreise durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache ist weder ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menschen, die sich bisher damit abgegeben, sind mir verdächtig.“

Gegen den die okkulten Phänomene a priori leugnenden „gesunden Menschenverstand“, von dessen Blamage die Geschichte der Wissenschaften voll ist, wendet Goethe sich folgendermaßen: „Das allervorzüglichste, was hervortritt, das allermertwürdigste, was begegnet, wird solange verneint, als nur möglich ist. Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das außerordentliche, weil es geschah, gezwungen zugab und dem Teufel zuschrieb.“

Und auf das unzulängliche und das trügerische der Sinne, auf welche der gesunde Menschenverstand so gerne schwört, weist er mit den Worten hin: „Die größten Wahrheiten widersprechen oft geradezu den Sinnen, ja fast immer. Die Bewegung der Erde um die Sonne — was kann dem Augenschein nach absurder sein?“

Prophetisch im Hinblick auf die bei der Zukunftswissenschaft verpönte okkultistische Forschung klingt das Wort: „Das schädlichste Vorurteil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.“

Von anderen Aussprüchen, welche die weite Kluft zwischen dem Naturforscher Goethe und seinen unechten materialistischen Jüngern kennzeichnen, sei bei dieser Gelegenheit noch der folgende angeführt: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hülfe ruft.“ Dieser Auffassung entspricht es denn auch, wenn Goethe ein anderes Mal das Laboratorium eine „düstere, empirisch-mechanisch-dogmatische Marterkammer“ nennt.

In den „Wahlverwandtschaften“ schildert Goethe die Wirkung der Imagination auf das Aussehen des erzeugten Kindes, worauf Du Prel in der „Zukunft“ (vom 23. Nov. 1895) also aufmerksam gemacht hat: „Ich schreibe es nicht der erfinderischen Phantasie Goethes zu, sondern seinem naturwissenschaftlichen Tiefinn, wenn er in den „Wahlver-

Seiling: Goethe und der Okkultismus.

wandtschaften“ ein Problem aufwirft, das auf den ersten Blick höchst paradox erscheint. Bekanntlich denkt dort Charlotte an den Hauptmann, Eduard an Ottilie, und das „in diesem doppelten Ehebruch erzeugte Kind“ hat die Gesichtszüge des Hauptmanns und die Augen Ottiliens. Daß das Kind die Gesichtszüge des Hauptmanns zeigt, ließe sich nun allenfalls auch noch so erklären, daß Charlotte während ihrer interessanten Umstände sich an dem Hauptmann beständig versieht. Wenn aber das Kind die Augen Ottiliens hat, muß der naturwissenschaftliche Vorgang in die Zeugung selbst verlegt werden, und zwar ist für diese Ähnlichkeit der Vater verantwortlich, indem eine Vorstellung, die seine Phantasie beherrscht, sich auf das Kind überträgt. Dies ist aber nur möglich, wenn das Od psychisch modifizierbar und Träger einer Vorstellung werden kann und wenn dasselbe Od auch die Organisation des Fötus besorgt, d. h. jene Vorstellung realisiert. Der Vorgang ist daher sehr klar in der monistischen Seelenlehre, welche die Identität des denkenden und organisierenden Principis ausspricht. Nur in diesem Falle kann das Phantasiebild des väterlichen Erzeugers die Beschaffenheit des Kindes bestimmen; dagegen ist der Vorgang unmöglich für den Materialisten wie für die dualistische Seelenlehre des Spiritualisten. Man kann den Fall auch nicht damit beseitigen, daß Goethe ihn nur erdichtet habe; denn Erasmus Darwin führt einen ganz ähnlichen Fall an. Ein Herr stellte während des Wochenbettes seiner Frau der Tochter seines Pächters nach, die ihn jedoch nicht erhörte. Sein nächstgeborenes Kind aus legaler Ehe sah jedoch ganz dem jungen Mädchen ähnlich, das ihn abgewiesen hatte.

Die Macht des Gedankens, wie sie in unseren Tagen auf dem Gebiete der Suggestion experimentell bewiesen worden ist, hat Goethe einmal im Gespräche mit dem Kanzler Fr. v. Müller anerkannt und dieser Anerkennung

den lapidaren Ausdruck verliehen: „Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz.“

In gleicher Weise war Goethe von der Macht des Willens überzeugt. Hierüber ließ er sich in einem Gespräch mit Eckermann (April 1829) also vernehmen: „Die Pestfranken hat Napoleon wirklich besucht, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat recht! Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den ganzen Körper und setzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er mußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beispiel zu geben.“

Noch frappanter spricht Goethe sich über die Macht des Willens im zwanzigsten Buche von „Aus meinem Leben“ aus. Dasselbst heißt es: „Am furchtbarsten erscheint das Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere, theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über die Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird?“

Bei der Anerkennung einer so weit gehenden Macht des Willens ist es kein Zweifel, daß Goethe die Hexerei für möglich gehalten hat (vergl. S. 30) und daß er andererseits

ein Phänomen wie die Unverletzbarkeit gegen Feuer, Gift und mechanische Einwirkungen keinen Augenblick bestritten hätte. Auch gewisse, in spiritistischen Sitzungen vorkommende, physikalische Manifestationen lassen sich auf die Willensmacht lebender Menschen zurückführen; Goethe wäre indessen im Gegensatz zu den geisterfürchtigen Animisten vermuthlich geneigt gewesen, diese Phänomene spiritistisch zu erklären.

Die Macht des pinchischen Einflusses hat Goethe auch in der Strophe gepriesen:

Allen Gewalten
Zum Trug sich erhalten;
Nimmer sich beugen
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Das geniale Schaffen hat Goethe zu wiederholten Malen auf göttliche Inspiration zurückgeführt. So äußerte er zu Eckermann (1828): „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Vergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses.“ Und wiederum (1832): „Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung

zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte. Versuche es doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakspeare tragen, sich an die Seite setzen lasse.“

Weiterhin ist der Umstand nicht ohne Belang, daß Goethe während seiner langen Krankheit nach dem Leipziger Aufenthalte mehrere geheimwissenschaftliche Werke studirt und sogar alchymistische Experimente angestellt hat. Hierzu wurde er theils durch seine Freundin, Frä. v. Klettenberg, theils durch seinen damaligen Arzt veranlaßt. Ueber diese Episode seines Lebens, die ebenfogat schon im vorigen Abschnitt hätte erwähnt werden können, schreibt er im achten Buche von „Aus meinem Leben“ u. A. folgendes:

„Thätig und aufmerksam, war der Arzt den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Rundschau durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv sein mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische, chemisch-alchymische Bücher empfohlen und zu verstehen gegeben, daß man durch eigenes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben: welches um so nothwendiger lei, als die Bereitung sich sowohl aus physischen als besonders

aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes, sondern etwas Universelles sei, und auch wohl gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt, und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an anderen ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte schon insgeheim Welling's opus mago-cabbalisticum studirt. . . . Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilii Valentini; nicht weniger an Helmont, Starkey und andere, deren mehr oder weniger auf Natur oder Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Wir wollten besonders die aurea catena Homeri gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir, theils einzeln theils zusammen, viele Zeit an diese Seltsamkeiten und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu drei, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergözten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.

Wir war indes noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine gestörte und man kann wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas

fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungefüg den verlegenen Arzt, mit seiner Universalmedizin hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen krystallisirten trockenen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt, und den Fleiß, uns eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geschwisterlos in einem großen wohlgelegenen Hause wohnte, hatte schon früher angefangen, sich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuschaffen, und operirte, nach Wellingischen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meisters, besonders auf Eisen, in welchem die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten, wenn man es aufzuschließen wisse; und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftsalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle spielte, so wurden zu diesen Operationen Alkalien erfordert, welche, indem sie an der Luft zerfließen, sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelsalz per se hervorbringen sollten.

Raum war ich einigermaßen wiederhergestellt und konnte mich, durch eine bessere Jahreszeit begünstigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, so fing ich auch an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen: ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet; ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos auf eine geheimnißvolle wunder-

liche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. So wunderbar und unzusammenhängend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei mancherlei. Ich gab genau auf alle Krystallisationen Acht, welche sich zeigen mochten, und ward mit den äußeren Formen mancher natürlicher Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der neueren Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadapt vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respect hatte.“

Goethes Hang zum Mysticismus machte sich sogar bei meteorologischen Beobachtungen geltend. So schreibt er auf der Reise nach Italien vom Brenner aus:

„Wir halten die Gebirge für todt, weil sie erstarrt sind; wir glauben sie unthätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren äußert, so daß sie sich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen bald vermehrt, bald vermindert.“

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um diesen Gedankengang mit der Lehre Fenchers, daß die Erde ein lebendiger Organismus sei, in Beziehung zu bringen.

Endlich dürfte es bemerkenswerth sein, daß Goethe auch die Astrologie ernst genommen zu haben scheint. Zwar ist in unseren Tagen von A. Kniepf der interessante Versuch gemacht worden, die Astrologie exakt-wissenschaftlich zu begründen; gewöhnlich wird indessen — und zweifelsohne war dies zu Goethes Zeiten der Fall — dieses Wissensgebiet den Geheimwissenschaften zugetheilt.

In den denkwürdigen Aufzeichnungen „Aus meinem Leben“ sagte nun Goethe über die Konstellation und den Einfluß der Gestirne in seiner Geburtsstunde wörtlich folgendes:

„Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sich freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgiltig, nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersezte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.

Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen mußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte.“

Ferner findet sich in der „Farbenlehre“ ein Kapitel „Paradoxe Seitenblick auf die Astrologie“, in welchem es u. a. heißt:

„Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige unermüdete Beschauung des Himmels begründet war, unsere Lehre von Schein, Rück-, Wider- und Nebenschein vorempfunden; nur irrten sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der direkte Rück- und Widerschein für eine freundliche Erwiderung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht

feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück, das sie ihm verlieh; es ist Artemis, die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt Welche große Veränderung der Sterndeuterkunst durch diese Auslegungsart erwüchse, fällt jedem Freund und Gönner solcher Wunderlichkeiten alsobald in die Augen.“

Außerdem hat sich Goethe zur Astrologie bekannt mit den Versen:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.“

Und:

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.“

Von einem ausführlichen Hinweis auf mystische Gedanken und Vorgänge in Goethes poetischen Werken sehe ich ab, weil der billige Einwand erhoben werden könnte, daß man es da nur mit Gebilden der dichterischen Phantasie zu thun habe. Damit hat es nun bei Goethe freilich insofern eine besondere Bewandtnis, als er stets „gegenständlich“ nicht nur gedacht, sondern auch gedichtet hat. Nachdem Heinroth, der Verfasser einer Anthropologie, Goethes gegenständliches Denkvermögen lobend hervorgehoben, schrieb der Altmeister den Aufsatz „Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort“, in welchem er u. a. sagt:

„Was nur von meinem gegenständlichen Denken gesagt ist, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenständliche Dichtung beziehen. Mir drückten sich gewisse große Motive,

Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reinern Form, einer entschiedenen Darstellung entgegen reiften. Ich will hiervon nur die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder, und zuletzt noch den baldigst mitzuteilenden Paria nennen.“

Die Braut von Corinth sei denn als die Krone der okkultistisch-poetischen Schöpfungen Goethes auch hier genannt. Es ist nicht anzunehmen, daß der Dichter eine Legende, in welcher die Wiederkehr einer Todten berichtet wird, vierzig Jahre lang als „werthen“ Besitz in seinem Kopfe herumträgt, wenn ihm der Glaube an die Möglichkeit dieses Vorganges so ganz fern liegt.*)

Und was den Faust, dieses mit Mystik reichlich durchsetzte Werk betrifft, so kann aus ihm zum mindesten geschlossen werden, daß sein Schöpfer okkultistische Litteratur mit Interesse studiert haben muß; worauf übrigens oben (S. 37) bereits aufmerksam gemacht wurde.

*) Aus welchen Quellen Goethe diese Geschichte, an welche im Altertum fest geglaubt wurde, geschöpft haben dürfte, hat E. Schmidt im Goethe-Jahrbuch (IX, 229) nachgewiesen.

Goethe und die Fortdauer nach dem Tode.

Die Frage der Fortdauer des Menschen nach dem Tode steht mit dem Okkultismus in engem Zusammenhang. Denn, wenn es auch gelingen sollte, die sämtlichen, sog. spiritistischen Phänomene animistisch, d. h. aus abnormen seelischen Fähigkeiten lebender Menschen zu erklären, so würden eben schon die animistischen Phänomene (Hellsehen, Fernsehen in Zeit und Raum, Fernwirken, Austreten des Astralleibes, künstliches Stigma u. a.) zu einem seelischen Prinzip führen, das vom grobmateriellen Körper unabhängig ist und somit vom Tode nicht getroffen werden kann. Umgekehrt wird derjenige, welcher vom Weiterleben nach dem Tode überzeugt ist, die Möglichkeit vieler okkulten Phänomene ohne weiteres zugeben. In Goethes zustimmenden Ansichten über die Unsterblichkeitsfrage hätten wir demnach — falls dies überhaupt noch nöthig schiene — gewissermaßen eine Garantie dafür, daß es ihm mit seinen Äußerungen über okkulte Dinge durchaus Ernst gewesen ist. Nicht allein deshalb, sondern weil es ohne Zweifel ebenso wichtig wie interessant ist, sich gegenwärtig zu halten, wie der größte Deutsche über die Kardinalfrage der Menschheit gedacht, habe ich mich bemüht, Goethes Aussprüche über das Unsterblichkeitsproblem thunlichst vollzählig zu bringen.

Was zunächst den Wert des Unsterblichkeitsglaubens anlangt, so hat Goethe in Übereinstimmung mit den wahrhaft Weisen aller Zeiten, jedoch in grellem Widerspruch mit unsern heutigen Naturforschern materialistischer Observanz gesagt: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen.“ Und seiner Überzeugung von der Fortdauer nach dem Tode hat Goethe so oft und so entschieden Ausdruck verliehen, daß man ganz unmöglich sagen kann, es habe sich vielleicht nur um vorübergehende Stimmungen gehandelt. Wir verdanken Goethe vielmehr auch in dieser Beziehung meist wohlbedachte und vielfach von zwingender Logik erfüllte Aussprüche, nämlich:

„Es ist einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken;*) insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich.“

(Zu Fr. v. Müller 1823.)

„Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

(Zu Eckermann 1829.)

„Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“

(Zu Eckermann 1824.)

*) Nach Goethe sind also Büchner, Haefel und ihresgleichen keine denkenden Wesen.

„Die persönliche Fortdauer steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor.“

(Zu Falk 1813.)

„Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehrend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele.“

(Zu Eckermann 1824.)

„Vom Untergange solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie.“

(Zu Falk 1813.)

„Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte Gott sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.“

(Zu Eckermann 1832.)

„Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht: es ist seiner Natur gemäß und er darf auf religiöse Zusagen bauen.“

(Zu Eckermann 1829.)

„Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige

uns reine Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns als Menschen erproben, nicht versagen!"

(An Zelter 1827.)

"Der Mensch ist das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält. Auf einem andern Planeten wird das Gespräch höher, tiefer, verständiger gehalten sein."

(Zu Falk 1813.)

"So war ich stets und werde es bleiben, solange ich lebe, und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne; ich habe mir so einige ausersuchen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke."

(Zu Fr. v. Müller 1821.)

"Wie kann ich vergehen, wie kannst du vergehen? Wir sind ja. Vergehen — was heißt das? Das ist wieder ein Wort, ein leerer Schall, ohne Gefühl für mein Herz. — Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird es mir heller. Wir werden sein, wir werden uns wiedersehen."

(„Werther.“)

"So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch' ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen."

(„Wahlverwandtschaften.“)

"In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er hier uns zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein. — Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!"

(An die Gräfin Stolberg.)

Es ist in hohem Grade bewunderungswürdig, wie Goethe den Unsterblichkeitsgedanken, mit dem er sich offenbar sehr viel beschäftigt hat, auf so verschiedene und stets ansprechende Weise wiedergeben konnte. Zudem hat er diesen Gedanken des Öfteren auch in poetisches Gewand gekleidet, wie:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Um Sein erhalte Dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All schmückt.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn!
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?“
Gar wohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Was gesch'eh'n soll geschieht, ihr zweifelt oder
ihr leugnet;
Zweifelt gleich das ganze Geschlecht der sterb-
lichen Sünder
An der künftigen Welt, sie würden dennoch
erfahren,
Daß geschieht was gesch'eh'n soll, erfahren, daß
über den Gräbern,
Leben wohnt, so verwundernd sie auch die
Erfahrung erfüllen!

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland.
Denn das Beständige der ird'ichen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Und so lange Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Und mich ergreift ein längst entwohntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich!

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt!

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!“

Diese vier Verse bilden den Schluß des Gedichtes „Bei Betrachtung von Schillers Schädel.“ Wie der vorletzte Vers auf die Unvergänglichkeit des Geistes hinweist, so deutet der letzte einen anderen, Goethe übrigens auch sonst geläufigen Gedanken der okkultistischen Philosophie an, daß nämlich der Körper das Produkt des eigenen Geistes, des organisirenden seelischen Prinzips ist.

Goethe war indessen nicht nur vom Weiterleben nach dem Tode, sondern consequenterweise auch von der Präexistenz und, allem Anscheine nach, von der Reinkarnation überzeugt. Daß das menschliche Dasein nach der Ansicht Goethes nicht etwa mit der Zeugung oder gar erst mit der Geburt beginnt, kann man wohl schon aus den zu Eckermann (1824) gesprochenen Worten folgern: „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den todtesten

Seiling: Goethe und der Okkultismus.

Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs.“ Ganz unzweideutig geht das Vorleben der Seele aus der folgenden, auch im Uebrigen sehr bemerkenswerthen Stelle hervor: „Jede Entelechie (Seele) ist ein Stück Ewigkeit und die paar Jahre, die sie mit den irdischen Körpern verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringerer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftig und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch bei ihrer geistigen Uebermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend gelten zu machen suchen“. (Zu Eckermann 1828.)

Für die Annahme, daß Goethe der Reinkarnationslehre sehr nahe gestanden, finden sich mehrfach Belege. So zunächst die Stelle aus den „Wanderjahren“ (III, 15): „Wir hoffen, daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserem Sonnensystem entfernen, sondern, wenn sie an die Grenzen desselben gelangt ist, sich wieder zurücksehnen werde, um zu Gunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohlthun wieder einzutreten.“ Zu Falk sagte er: „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen.“ Ja, er schien sogar zu glauben, einmal unter Kaiser Hadrian dagewesen zu sein; deshalb zöge ihn alles Römische so an und käme ihm so heimisch vor. Und sein Freund Boisseree sollte im 15. Jahrhundert am Niederrhein gelebt haben.

Bekanntlich hat er sich mit der Lehre von der Wiedergeburt auch seine starke Neigung zu Frau v. Stein zu erklären versucht, indem er ihr am 14. April 1776 die Verse widmete:

„Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.“

Und drei Jahre später schrieb er ihr: „Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin.“

Ferner ist der Gedanke an die Wiedergeburt in den an Eckermann (März 1828) gerichteten Worten zu erkennen: „Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter von Nöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem!“

Endlich dürfte Goethe die Wiedergeburt im Auge gehabt haben, als er dichtete:

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser.
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es
Ewig wechselnd.“

Schlußwort.

Uberschaut man das im Vorstehenden Mitgetheilte, dann wird man finden, daß es wenige mystische Dinge giebt, zu welchen Goethe in keiner Beziehung gestanden. Vielmehr hat er die große Mehrzahl der okkulten Phänomene entweder selbst erlebt, oder auf zustimmende Weise in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Diese Phänomene, beziehungsweise mystischen Dinge, mit welchen Goethe Fühlung gehabt, bilden nämlich die folgende stattliche Reihe:

Weissagung.

Ahnungen.

Uebertragung des Ahnungsvermögens vom Seher auf Andere.

Wahrträume.

Telepathie.

Gedankenübertragung.

Große Sensitivität.

Animalischer Magnetismus.

Führung und Fügung durch höhere Mächte.

Visionen.

Zweites Gesicht.

Spuk- und Geistererscheinungen.

Schreiben (Dichten) im nachtwandlerischen Zustande.

- Mystische Seelenzustände.
Einwirkung geistiger Naturen auf Körper und Elemente.
Sympathie, bezw. Telepathie zwischen leblosen Gegenständen.
Somnambulismus.
Hexerei.
Wunderbare Heilungen.
Wunderglaube überhaupt.
Wirkung der Imagination auf das Aussehen des erzeugten Kindes.
Unbegrenzte Wirkung des psychischen Einflusses, und zwar sowohl des Gedankens als des Willens, namentlich des dämonischen Willens.
Göttliche Inspiration beim genialen Schaffen.
Interesse für geheimwissenschaftliche Litteratur.
Alchymie.
An sich selbst erlebte Heilung durch ein alchymistisches Geheimmittel.
Mystische Meteorologie.
Astrologie.
Unsterblichkeit, Präexistenz und Reinkarnation, diese auch auf anderen Planeten.
Anerkennung der Existenz eines Geisterreiches und einer übersinnlichen Welt.
-

Angesichts dieses Verzeichnisses und Goethes Äußerungen über einzelne Punkte desselben wüßte ich unter den Vertretern des wissenschaftlichen Okkultismus — selbst du Prel nicht ausgenommen — nicht einen einzigen zu nennen, der an die okkulten Phänomene mit gleicher Unbefangenheit und gleich weitem Blick herangetreten wäre, wie der Weimarer Geistesfürst. Von den Aussprüchen Goethes, welche diese Behauptung zu erhärten geeignet sind, kommt vor allem das über die Seherin von Prevorst Gesagte in

Betracht: „Diese wunderbaren Kräfte müssen in der Natur des Menschen liegen.“ Goethe brauchte also zur Einsicht in die Existenz okkultur Kräfte und Fähigkeiten nicht erst durch Thatfachen gebracht zu werden, sondern er war von dieser Existenz vor aller Erfahrung vermöge seiner genialen Intuition überzeugt. Man wird übrigens diese Leistung weniger erstaunlich finden, wenn man erwägt, daß Goethes metaphysische Weltanschauung im Grunde genommen sich mit der okkultistischen Philosophie, wie sie von du Prel gelehrt wird, vorzüglich deckt: denn beide vertreten den transszendentalen Individualismus.

Aber Goethe war doch als Anhänger Spinozas Pantheist? . . . Der Einfluß, den Spinoza auf Goethe gehabt, wird vielfach überschätzt oder sogar falsch verstanden. Spinoza hatte auf Goethe vornehmlich eine ethische Wirkung, er war ein friedliches Asyl, zu welchem der Dichter sich im Lebenssturme immer wieder gerne rettete. Und was Spinozas Pantheismus betrifft, so war Goethe im Gegensatz zu seinen vermeintlichen Jüngern (Haeckel und Konforten) weit entfernt, denselben als höflichen Atheismus zu deuten; er nennt vielmehr Spinoza in einem Briefe an Jacobi (1785) theissimum, ja christianissimum. Selbst war Goethe, wiederum ungleich seinen „Jüngern“, ein so tief religiöser Mensch, daß z. B. Barmhagen von ihm sagen konnte: „Er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnis auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum theuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet.“

Goethes eklektischer Spinozismus hat ihm denn auch gestattet, am individualistischen Prinzip, an der seiner Natur so gemäßen Selbstherrlichkeit des Individuums durchaus festzuhalten. Aber auch das Weiterleben nach dem Tode konnte Goethe sich nur unter dem individualistischen Gesichtspunkte vorstellen. Goethes Weltanschauung

und du Prels Philosophie haben indessen außer dem Kern, der individuellen Fortdauer nach dem Tode, noch weitere wichtige Momente gemeinsam, nämlich: die individuelle Präexistenz; die Einschränkung des Bewußtseins in Folge der irdischen Verkörperung, welche Einschränkung von Goethe einmal außerordentlich glücklich als „körperliche Verdüsterung“ der Entelechie bezeichnet wird; den Umstand, daß die organisierte Kraft des Menschen in ihm selbst wurzelt, so daß er sich als sein eigenes Werk zu betrachten hat; den Primat des Geistes, und endlich die Existenz eines Geisterreiches, ja einer ganzen übersinnlichen Welt. Mit der Annahme der Reinkarnation geht Goethe sogar über du Prel hinaus, da dieser sie dahingestellt sein läßt.

Dem Anhänger einer solchen Weltanschauung bereitet es nun nicht die geringsten Schwierigkeiten, die Möglichkeit der sämtlichen okkulten Phänomene, vom Ahnungsvermögen bis zur Wiederkehr eines Todten, ohne weiteres einzuräumen. Kann er doch die übersinnliche Wesenshälfte des Menschen (die unsterbliche Entelechie Goethes, das transzendente Subjekt du Prels) unbehindert mit allen jenen Fähigkeiten ausstatten, welche zur Hervorbringung der okkulten Phänomene erforderlich sind. Und wenn diese nur ausnahmsweise eintreten, so rührt dies eben daher, daß die „körperliche Verdüsterung“, welche ihnen im Wege steht, nur ausnahmsweise geringer und weniger hinderlich ist. Es soll indessen, wie ja auch oben schon angedeutet, nicht gesagt sein, daß Goethe etwa jeden einzelnen Fall vom Standpunkt dieser seiner metaphysischen Weltanschauung aus beurteilt hat, da er sich derselben vielmehr zumeist mehr oder weniger unbewußt gewesen sein dürfte.

Ein wesentlicher Umstand bei Goethes Verhalten gegenüber okkulten Dingen war seine außerordentliche Unbefangenheit, vermöge welcher er in der Lage war, so gut wie nichts für unmöglich zu halten. Auch in diesem Punkte geht er über einen du Prel hinaus, und zwar weit;

denn, wenn der Philosoph des Okkultismus das Wunder leugnet, indem er die Herrschaft des Kausalitätsgesetzes auch für okkulte Dinge fordert, hat Goethe die Möglichkeit des Wunders im eigentlichen Sinne nicht von der Hand gewiesen. Damit nimmt er den denkbar freiesten und gerade seiner durchaus würdigen Standpunkt ein, an welchen Das, was sich so gewöhnlich Freigeist nennt, nicht entfernt heranreicht. Der „Freidenker“ materialistischen Zeichens unterscheidet sich, nebenbei bemerkt, vom Religionsgläubigen überhaupt nur dadurch, daß er an viel absurdere Dogmen glaubt, als dieser; aber glauben thun beide. Besonders lächerlich, oder vielmehr, um mit Goethe zu reden, wahnsinnig gebärdet sich der materialistisch gesinnte Gläubige, wenn er Dinge darum für unmöglich hält, weil sie in seinem kleinen Natursystem nicht untergebracht werden können. Im Gegensatz zu diesen Pseudo-Freigeisterchen steht nun der große, wahrhaft freie Geist Goethe nicht an, sogar eine Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes — und darin besteht das eigentliche Wunder — für möglich zu halten. Wenn auch die Herrschaft des Kausalitätsgesetzes so allgemein und so oft festgestellt ist, daß es uns zu einer Denknöthwendigkeit geworden ist, so folgt daraus doch keineswegs, daß dieses Gesetz nie sollte eine Ausnahme erleiden, beziehungsweise von einem uns unfaßbaren, überirdischen Gesetz abgelöst werden können. Dies allein ist der Standpunkt eines echten Freigeistes, der mit Arago sagt: „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort „unmöglich“ ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klarheit.“

Ich bin zu Ende und glaube deutlich genug gezeigt zu haben, daß wir Okkultisten Goethe ganz und voll zu den Unsrigen zählen dürfen. Und dies bedeutet wahrlich keinen geringen Gewinn!



Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Animismus und Spiritismus.

Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen
Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypo-
thesen der Hallucination und des Unbewussten.

Von

Alexander N. Aksakow,

Kaiserlich Russischer Wirklicher Staatsrath in St. Petersburg.

(Mit dem Porträt des Verfassers u. 11 Lichtdruckbildern.)

2 Bände. Preis brosch. M. 12.—, elegant geb. M. 15.—.

----- Dritte verbesserte Auflage. -----

Dr. du Prel bespricht das Buch in der „Sphinx“ in höchst
anerkennender Weise und schreibt darin unter Anderem:

„Es ist zu einem Handbuch geworden, das aus der hochangewachsenen
spiritistischen Litteratur das Wissenswertheste vereinigt bietet. Wer sich also
die Mühe nicht geben will, oder nicht geben kann, durch diese Litteratur sich
hindurchzulesen, hat wenigstens — will er überhaupt gehört werden — die Ver-
pflichtung, dieses Handbuch durchzulesen, das eine eigentliche Phänomenologie
des Spiritismus bietet.“

„In der Geschichte des Spiritismus hat dieses Buch die Bedeutung eines Er-
eignisses und mich persönlich befreit es aus einer grossen Verlegenheit; denn
ich kann nun die häufig erbetenen Rathschläge, den Spiritismus betreffend, in
einer Weise geben, die an die Zeit und Mühe der Fragenden nicht zu grosse
Ansprüche stellt, — ein Beweis, wie sehr das Buch von Aksakow einem vor-
handenen Bedürfnisse entspricht. Auch wer durch seine Berufsgeschäfte sehr
in Anspruch genommen ist, hat doch Zeit, ein paar Bände durchzulesen, um
über diese wichtigste Frage unseres Jahrhunderts sich ein Urtheil bilden zu
können, und wenn er nicht etwa vorweg entschlossen sein sollte, den Spiritismus
um keinen Preis zuzugeben, wird er das Buch mit der Ueberzeugung, dass der-
selbe eine Wahrheit sei, selbst dann hinweglegen, wenn ihm jede eigene Er-
fahrung in diesem Gebiete fehlen sollte. Es giebt Leute genug, welche erklären, nur
der selbsterlebte Augenschein könnte sie vielleicht zu Spiritisten machen, —
als ob nur sie ganz allein im Besitze eines kritischen Augenpaares wären! —
diese werden, wenn sie das Buch von Aksakow durchlesen, die Erfahrung machen,
dass man auch durch Lektüre allein eine Ueberzeugung gewinnen kann.“

Der Spiritualismus und die Wissenschaft.

Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft.

Von

William Crookes,

Mitglied der Royal Society zu London.

Nebst Zeugnissen von Gelehrten zu St. Petersburg und London.

(Dutsche von Gregor Constantin Wittig.)

Dritte Auflage. Mit 16 Abbildungen.

Preis M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Geschichte des Spiritismus.

von

Caesar Baudi Ritter von Vesme.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen und
mit Anmerkungen versehen von

Feilgenhauer.

3 Bde. à 36 Bog. gr. 8^o. Preis brosch. à M. 10.—, eleg. geb. à M. 12.—.

I. Bd.: Das Altertum.

Motto:

II. Bd.: Das Mittelalter.

„Der Spiritismus ist unendlich
wichtiger als jede andere, soziale
oder politische Frage.“

III. Bd.: Die Neuzeit. Soeben
erschienen.

Lord A. J. Balfour,
erster Finanzminister Englands.

Unter einer grossen Anzahl ausgedehntester Kritiken äussern sich z. B. die
„Berliner Neuesten Nachrichten“, Nr. 239 vom 25. Mai 1898, folgendermassen:

„Der Spiritismus beansprucht in unseren Tagen so vielfach das Interesse
der Gebildeten — mögen sie ihm nun ablehnend oder als Gläubige gegenüber-
stehen — dass ein Werk, welches die Probleme und Erscheinungen des Spi-
ritismus vom historischen Standpunkt aus behandelt, geradezu ein Bedürfnis ge-
nannt werden muss. Die Italiener besitzen ein solches längst. Cäsar Baudi,
Ritter von Vesme, ein ebenso gelehrter als feinsinniger, von keinerlei Vorurteil
befangener Forscher, hat es unternommen, in einem Buche, das sich auch sehr
angenehm liest, mit erstaunlichem Bienenfleisse alles zusammenzutragen, was
seit den Zeiten des Altertums in dieser Richtung hin von bemerkenswerten
Thatsachen, Experimenten und Anschauungen zu verzeichnen ist. Dieses Werk
erscheint nun in einer gewandt geschriebenen, auch alles „Technische“ vor-
züglich wiedergebenden deutschen Uebersetzung von Feilgenhauer unter dem
Titel „Geschichte des Spiritismus“ im Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.
Wir kommen auf das sonst interessante inhaltreiche Werk ausführlicher zurück,
wenn der zweite Band erschienen ist. Einstweilen liegt uns der erste vor, der
dem Altertum gewidmet ist und unter anderem auch wertvolle Studien über
das von den Religionen benutzte spiritistische Material bringt.“

Ueber Band II berichtet dasselbe Blatt in Nr. 191 vom 25. April 1899
folgendes: „Eine der interessantesten Schriften, die uns die letzte Zeit gebracht
hat, ist die von Feilgenhauer besorgte Uebersetzung der berühmten „Geschichte
des Spiritismus“ von Cäsar Baudi Ritter von Vesme. Das Buch ist für Spi-
ritisten ebenso lehrreich, wie für Gegner des Spiritismus; es ist aber ganz ab-
gesehen von diesen beiden „Menschheitsklassen“ für alle Gebildeten eine höchst
anregende und fesselnde Lektüre, weil der Verfasser, der über eine sehr an-
ziehende Darstellungsweise verfügt, in seinem Werke mit einer verblüffenden
Belesenheit die merkwürdigsten Geschichten zusammengetragen hat, die in Be-
ziehung zum Seelenleben des Menschen und den Geheimnissen der Natur stehen.
So werden z. B. in der vorliegenden zweiten Abteilung die mittelalterlichen
„Ordalien“, die christlichen „Wunder“, das Zauberer- und Hexenwesen, Astro-
logie, Chiromantie, Liebestränke, Alchimie, Verzückte und Schwärmer aller
Art, Erscheinungen wie Johanna d'Arc etc. beleuchtet. Wir kommen auf das
Werk, das sich trotz wissenschaftlicher Gründlichkeit wie ein spannender Roman
liest, noch ausführlicher zurück, wenn es vollständig erschienen ist.“

Vorläufer des Spiritismus.

Von Alexander N. Aksakoff. Her-
vorragende Fälle spontan mediumisti-
scher Erscheinungen aus den letzten drei Jahrhunderten in einzig
autorisierter Uebersetzung aus dem Russischen und mit Beitrag von
Feilgenhauer. 24 Bog. 8^o. Preis: brosch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Verlag von Oswald Neuge in Leipzig.

Dr. G. H. Berndt
Das Buch der Wunder
und der
Geheimen Wissenschaften.

Ein praktisches Lehrbuch der neuesten wissenschaftlichen Forschungen.

→ Die erste gemeinverständliche Gesamtdarstellung aller dunklen, geheimnisvollen Wissensgebiete. ←

2 Bände à brosch. M. S.—, geb. M. 10.—.

„... Wissen Sie, daß heute die Ärzte den Hypnotismus und Mesmerismus anerkennen und selbst ausüben, nachdem die Wissenschaft ihn hundert Jahre lang als Betrug und Charlatanismus gebrandmarkt hat?! U. s. w., u. s. w.“

Die Wissenschaft hat keinen Titel auf Unfehlbarkeit; wie die Geschichte tausendfach beweist, feiert sie heute als Wahrheit, was sie gestern noch als Irrtum verdammt hat. Wie jetzt schon so mancher Teil der geheimen Wissenschaften anerkannt ist, wird es in Zukunft auch noch mit vielen andern sein. So hätte z. B. vor 10 Jahren keine größere Tageszeitung es gewagt, ein spiritistisches Buch zu besprechen; heute veröffentlichen angesehenere philosophische und psychologische Zeitschriften spiritistische Abhandlungen neben streng wissenschaftlichen, und ein Gelehrter von dem internationalen Ruf eines Richet erklärt auf Grund eigener Anschauungen und Untersuchungen, daß er an den Leistungen eines bestimmten Mediums keinen Betrug habe aufdecken können!

An dem, was die Menschheit zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen geglaubt hat, muß etwas Wahres sein, gleichgültig, in welchem Sinne es zu deuten und auszulegen ist! — —

Aber nicht nur einen wissenschaftlichen, theoretischen Wert hat die Kenntnis der geheimen Wissenschaften für den Gebildeten, sondern noch einen gewaltigen praktischen. Zeugnis dafür geben

die zahllosen Heilerfolge des Mesmerismus,
die Wiederherstellung von Gelähmten durch das Auflegen von Magneten,
die Möglichkeit schmerzloser Operationen ohne Chloroformierung durch Hypnose,
die Besserung von schlechten, unsittlichen Kindern,
die Besserung von Examina infolge von Suggestionen u. c. c. . . .“

Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Sämmtliche Werke von L. B. Hellenbach:

Die Vorurtheile der Menschheit. Dritte verm. u. verb. Aufl. 3 Bde. gr. 8^o. 1048 S. Brosch. M. 12.—, geb. M. 16.50.

I. Band: Volkswirtschaftliche Vorurtheile. Politische Vorurtheile. Gesellschaftliche Vorurtheile.

II. Band: Vorurtheile in Religion und Wissenschaft.

III. Band: Die Vorurtheile des gemeinen Verstandes.

(Einzelne Bände werden nicht abgegeben)

Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Gedanken über das Wesen der menschlichen Erscheinung. 290 Seiten. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart. 272 Seiten.

Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Gebürt und Tod, oder: Die Doppel-Natur des Menschen. 325 Seiten. 2. Auflage. Brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Die Magie der Zahlen als Grundlage aller Mannigfaltigkeit. 200 Seiten. 2. Aufl. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Die Insel Mellonta. 3. Aufl. 248 S. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Seitenstück zu Bellamy's „Rückblick auf das Jahr 2000“.

Die neuesten Kundgebungen einer intelligiblen Welt. 68 Seiten. Preis M. 1.20.

Ist Hansen ein Schwindler? Eine Studie über den animalischen Magnetismus. 38 Seiten. Preis M. —.50.

Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert. Kritik der Gegenwart und Ausblicke in die Zukunft. Mit einem Vorwort von Dr. Karl du Prel. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Dr. Hübbe-Schleiden. Mit Abbildungen. Preis M. 1.80.

Die Logik der Thatsachen. Eine Entgegnung auf die Broschüre „Einblicke in den Spiritismus“. (Von Erzherzog Johann.) Preis M. 1.—.

Mr. Slade's Aufenthalt in Wien. Ein offener Brief an meine Freunde. 44 Seiten. Preis M. 1.—.

Die antisemitische Bewegung. 56 S. gr. 8^o. Pr. M. 1.—.

Ausführliche Prospective hierüber liefert die Verlagsbuchhandlung von *Oswald Mutze* in Leipzig sowie jede Buchhandlung gratis und franco.

Ernst Hæckel
und der
Spiritismus.

Von Dr. **M. Seiling**,
Hofrat u. Professor a. D.

Preis brosch. M. 1.—.

„Scharf, aber nicht unverdient wird hier der berühmte Naturforscher für die oberflächliche Ueberhebung gestraft, mit der er in seinen „Welträthseln“ bei aller sonstigen Gründlichkeit gerade die metaphysischen Probleme behandelt hat. Sein gelehrter Widersacher giebt ausser der kritischen Abfertigung eine exakte Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der sogenannten Geheimwissenschaften, durchaus im Sinne aufgeklärter Forschung und unter stetem Hinweis auf die Quellen. Die kleine Schrift sei also allen Freunden eigenen Nachdenkens angelegentlich empfohlen.“ — *N. Bad. Landes-Ztg.* 1900. Nr. 144.